

Seit Stunden schon saß er, zwischen nicht enden wollenden Stapeln an Seminararbeiten und altersgezeichneten Pappakten, an seinem großen und für derartige Herausforderungen doch viel zu kleinen Schreibtisch. Bunte Plastikschnellhefter und grau vergilbte Aktendeckel soweit das Auge reichte, dahinter einige wenige Quadratmeter grauer Plastikfußboden der höchsten Belastungsqualität, das war seine Welt. Leider war er von weniger hoher Belastungsqualität. Ihm gegenüber, verlockend nah, unterbrach eine einfache, mit grauem Holzimitat beschichtete Türe das triste ehemalige Weiß der Wände.

Trostlosigkeit, war der Inbegriff dessen, was man hier sehen konnte, soviel war ihm klar. Seine grübelnde Verzweiflung und sein schier ewig währendes Blickduell mit der so verlockenden Türe kannte bis zu diesem Zeitpunkt nur einen Sieger: Das nach wie vor unbeschriebene Blatt Papier auf der nahezu farbenfrohen blauen Schreibunterlage vor ihm, dessen jungfräuliches Weiß ihn frech zu verhöhnen schien.

Seine Augen verfielen dem Tanz der schwarzen Punkte auf dem Papier, aufmerksam verfolgte er, wie sie sich langsam zu einer einheitlichen schwarzen Fläche verbanden, die das ganze so feindliche Weiß des Blattes schluckte. „Wenn du lange genug in den Abgrund starrst, starrt der Abgrund zurück“, eine sehr treffende Einschätzung seiner momentanen Situation durch den alten Nietzsche, befand er. Eben jener Nietzsche, der ja auch zu wissen meinte, dass Gott tot sei.

Unsicher, ob ihm diese Art des Zynismus bei seinem Vorhaben tatsächlich half, fand er weit mehr, na Trost wäre zu viel gesagt, aber immerhin Zuversicht in der Vorstellung Einsteins: „Gott würfelt nicht.“, das wollte er glauben. Es handelte sich bei all dem hier nicht um ein Spiel von großer Leichtfertigkeit bei dem das Glück des Moments über alles entschied. So konnte das einfach nicht sein. Ob das natürlich im Umkehrschluss zugleich hieß, dass hinter allem ein wohldurchdachter, unumstößlicher Plan stand, blieb wohl ebenso dem Glauben vorbehalten. Er verfiel sich, wie immer in solchen Situationen, in einem haltlosen Kreisen seiner Gedanken, wäre ein unumstößlicher Plan denn überhaupt einem lockeren und leichten Spiel in jedem Falle vorzuziehen? Nein, wahrscheinlich war er wie alle Menschen und wünschte sich immer gerade das herbei, was er nicht zu haben schien oder aber er redete sich das, was er nicht haben konnte, als unmoralisch aus. Musste denn mehr Leichtfertigkeit gleich zur Leichtfertigkeit degradiert werden? Wäre er ein leichtfertigerer Mensch, verfügte er über mehr Leichtigkeit? Ach, was hieß in seinem Fall denn schon mehr Leichtigkeit, er brauchte überhaupt etwas Leichtigkeit. Wenn Leichtigkeit Glück bedeutete, warum konnte er sie sich

nicht gönnen, sondern verfluchte stattdessen stets das Glück als flüchtiges, unbeständiges ja trügerisches Gefühl?? Geradezu als Feind des menschlichen Daseins an sich??

So etwas wie ein stechender Schmerz schreckte ihn auf, der Bleistift in seiner Hand hatte unter dem Gewicht seiner tiefphilosophischen Gedanken nachgegeben und sich mit einem guten Teil der splittrigen Bruchstelle in seine Handfläche gebohrt. Konsterniert betrachtete er seine Hand, als sei sie ein skurriles Kunstwerk außerhalb seiner selbst, bis er Mut fasste und vorsichtig an dem herausragenden Ende zu ziehen begann. Jetzt bloß nicht auch noch eine Stigmatisierung, ergriff ihn der längst verdrängt geglaubte Zynismus erneut, als er die punktförmige Verletzung seiner Handfläche auf Holzsplitter untersuchte.

Genervt von seiner Zögerlichkeit, seinem ständigen Wunsch nach Sicherheit und nicht zuletzt dieser total dämlichen Ungeschicklichkeit, riss er die oberste Schreibtischschublade auf und fand nach einigem Suchen das dort vermutete Pflaster. Sorgfältig passte er es der Wunde an und begann vorsichtig zu drücken. Kaum nahm er seinen Zeigefinger vom Bauch der lächelnden Biene Maja, verstummte auch der Zynismus.

Es tat einfach nur weh. Soweit er zu fühlen noch in der Lage war, war es das Herz, das schmerzte. Seine Hände krampften sich um die Schreibtischplatte, als wollten sie sie zerbrechen, nur um endlich irgendetwas zu bewegen, irgendetwas zu verändern. Die Stille des verlassenem Gebäudetrakts klang laut in seinen Ohren und ließ ihn einfach nicht zur Ruhe kommen. Mit Biene Maja kehrte einfach alles, alle Bilder, alle Gefühle, alle Gerüche, alle Geräusche, alle Enttäuschung - eben alles zurück.

Er gab einen Scheiß auf die, die sagten, die Zeit heile alle Wunden und die Bilder verlören mit der Zeit ihre Macht, und er war eigentlich kein Mensch unflätiger Redewendungen, aber er hatte seine Erfahrungen gemacht. Seine Biene Maja Erfahrungen eben.

Fahrig griff er nach einem Briefbogen mit offiziellem Briefkopf sowie seinem dokumentenechten Kugelschreiber und schrieb seine Kündigung.

## Kapitel 2

## Rom

Er liebte die frühen Morgenstunden, ganz besonders aber liebte er es, die frühen Morgenstunden an diesem Ort zu verbringen. Um ihn herum der schattige Kreuzgang, er im Zentrum des sicher umschlossenen Innenhofes im Schatten eines großen Baumes. Schon seit einer ganzen Weile verbrachte er die ersten Stunden des Tages hier, malend auf seinem alten

Hocker sitzend. Für die, ab und zu geschäftig vorbeihuschenden Mönche, schien er bereits zu einem gewohnten Anblick geworden zu sein. Ihre stillen Grußgesten deutete er als wortloses Einverständnis mit seiner Anwesenheit und erwiderte sie mit einem fast unmerklichen Kopfnicken oder einem kleinen Lächeln.

Versunken betrachtete er den Schleier blauer Farbe, der sich ausgehend von dem eingetauchten Pinsel im Wasserglas ausbreitete. So schwerelos wie dieser Schleier fühlte er sich, saß er hier in diesem Licht durchfluteten, stillen Innenhof, mitten in dieser großen und hektischen Stadt. Ähnlich wie der Farbschleier sich von der gläsernen Wand nicht eingeengt, sondern nur sanft auf einen gewissen Raum beschränkt sah, den er dann umso heftiger zu umschmeicheln und bläulich zu färben begann, genauso fühlte er sich hier, sanft vor der Rasanz des Alltags geschützt, eben durch jene alten und so wehrhaften Mauern des Kreuzgangs. Eine gerade Säule reihte sich an die andere, jede trug ohne Klage seit einer schier Ewigkeit das ihr zuge dachte Gewicht des Daches. Das machte für ihn die so beruhigende, stille Perfektion, die Verlässlichkeit des Ortes aus, die für ihn weit schwerer wog, als seine anrührende Stimmung oder auch seine Ästhetik.

Jeder hatte den ihm zuge dachten Platz im großen Ganzen einzunehmen, nur so ließ sich Großes erreichen. Davon legte eben dieses Bauwerk mit seiner anscheinend ewig währenden Standfestigkeit beredtes Zeugnis ab. Nicht auszudenken, folgte er seiner einfachen und schlüssigen Logik, wenn eine oder mehrere dieser Säulen irgendwann im Laufe der Zeit entschieden hätte, ihren Dienst zu quittieren. Vor seinem inneren Auge geriet die Schatten spendende, Schutz verheißende Mauer ins Wanken, wie ein billiges, kleines Kartenhaus und gab den Weg frei für das Hereinbrechen der wilden, struktur- und respektlosen Welt. Alles wofür er einstand, wofür er sein Leben lang gearbeitet hatte, all das drohte weggerissen, dem Erdboden gleichgemacht oder in Einzelteilen billig verramscht zu werden. Mit zugekniffenen Augen zwang er sich in das helle Licht der Morgensonne zu blicken, ihre schmerzende Helligkeit vertrieb, genau wie erhofft, seine dunklen Visionen. Ebenso wie die Sonne in diesem Moment hatte auch er seinen Zenit noch längst nicht überschritten.

Er genoss es aus der kurzfristigen Blindheit zurückzukehren und sich erneut ausschließlich auf Pinsel und Wasserglas zu konzentrieren. Bedächtig hob er den Pinsel aus dem zart bläulich schimmernden Wasser und begann ihn sorgfältig, fast liebevoll zu trocknen.

Anschließend reihte er ihn, natürlich an der für ihn vorgesehenen Stelle, in sein inzwischen ganz beträchtliches Sortiment an Pinseln ein. Mit einer Art väterlichem Stolz fuhr er über die von der Sonne bereits erhitzte Reihe lackierter Holzgriffe. Bald, so war er sich sicher, würde sich ein neuer Griff, ein neuer Pinsel in dieser Reihe einfinden.

Es war Zeit geworden den morgendlichen Espresso zu genießen. Gemächlich erhob er sich und legte sein Skizzenbuch auf dem Stoff bespannten, verschlissenen Hocker ab. Mit knirschenden Schritten entfernte er sich über den Kiesweg von seinen dunklen Gedanken. Die Luft flimmerte bereits, obwohl noch früh am Morgen und war sowohl erfüllt vom geschäftigen aber fernem Surren der Stadt da draußen, wie auch vom harzig herben Geruch der alten Bäume. Bald schon trat er vom Garten aus in den schattigen Kreuzgang. Nun mehr nahezu geräuschlos schritt er auf den großen, von zahlreichen Füßen blank geriebenen, Steinfliesen entlang. Der Wechsel von Licht und Schatten verzierte den Boden mit Rosetten und stolz geschwungenen Bögen. Dessen ungeachtet bog er unvermittelt nach links durch eine kleine offenstehende Türe ab. Die dahinter liegende Kammer war angefüllt mit scharf riechenden Reinigungsmitteln und unangenehm dumpfe Feuchtigkeit ausdünstenden Putzutensilien.

Obwohl sein Aufenthalt an diesem Ort stets unter dem Motto stand, eine technische Auszeit zu nehmen, um in das zurück zu finden, was er Echtzeit zu nennen pflegte, machte er jeden Morgen diese eine Ausnahme. Zur angestrebten Neujustierung seiner Sinne, so hatte er schon vor langer Zeit beschlossen, gehörte ein gewisses Mindestmaß an sinnlicher Erfüllung und so war gegen den allmorgendlichen Abstecher zu diesem orangen nur knapp einen Meter und fünfzig großen Kaffeeautomaten nichts einzuwenden.

Seine linke Hand umfasste die obere Kante des kleinen Automaten, den er um einiges überragte, als begrüße er einen lieben, alten Freund. Fast sentimental erinnerte er sich, eigentlich wie jeden Morgen, an ihr erstes überraschendes Aufeinandertreffen, als er nichts hinter dieser Türe erwartet hatte und doch auf diesen paradiesischen Anblick stieß.

Er angelte zwei, der eigens zu diesem Zwecke gehorteten, 20 Cent Münzen aus seiner Hosentasche und ließ sie in den Einwurfschlitz gleiten. Auf das metallenen Schaben im Inneren des Apparates folgte ogleich die Aufforderung des Displays, die Nummer des gewünschten Getränks einzugeben. Als führten sie ein Eigenleben, glitten seine Finger über die Tastatur und gaben die allmorgendlich wiederkehrende Zahlenfolge ein. Das schon bald einsetzende Blubbern, gefolgt von dem sich ausbreitenden Duft frisch gebrühten Kaffees ließen ihn amüsiert in sich hineinlächeln, bis ihn das wohlbekanntes Piepen von seiner schier endlos währenden Vorfreude erlöste und ihn aufforderte den Becher zu entnehmen. Zügig griff er zu und trat beseelt von der Vorstellung des ersten Schlucks in den Kreuzgang hinaus. Noch war er völlig entspannt.

Das war's also, dachte er, nachdem er den scheinbar endlosen Weg von seinem Schreibtisch bis vor die Türe seines Büros bewältigt hatte. Die Türe, von der er nun wusste, dass er sie zum letzten Mal hinter sich schließen würde, schien ihm Tonnen zu wiegen. Das ganze Vorhaben ging jetzt schon über seine Kräfte, weit über seine Kräfte. Der schon so oft beschrittene Weg zurück allerdings schien ihm an diesem heutigen Abend völlig unmöglich, das war das Neue und wahrscheinlich so beängstigende an dieser Situation.

Sein Blick fiel auf das grau weiße Plastiknamensschild neben dem gräulichen Türrahmen auf der ebenfalls leicht gräulichen Wand.

Außenstelle Kunsthistorische Fakultät, Fachbereich 8, Dr. P. Hausmann, Dr. F. Herbst stand dort zu lesen. Mit dem einen kleinen Schönheitsfehler, dass Dr. P. Hausmann schon lange nicht mehr hinter dieser Tür arbeitete. Allerdings hatte niemand sich berufen gefühlt, diese Tatsache durch Veränderung des Namensschildes Realität werden zu lassen. Dieses graue, eine, man könnte sagen, Lüge verkündende Namensschild, umfasste eigentlich alles, was er nach 13 Jahren Plackerei nun hinter sich lassen würde. Das konnte man wohl kaum eine positive Bilanz nennen.

Er rieb den kalten Schweiß seiner Hände an seiner Hose ab, er rieb so lange, bis seine Handflächen zu brennen begannen, dann endlich konnte er sich von dem Grau seiner Existenz losreißen und fixierte entschlossen den im Schlüsselloch steckenden Schlüssel.

Die kleine drehende Handbewegung war überraschend schnell bewältigt, führte aber keinesfalls zu der ersehnten Sicherheit gerade das Richtige zu tun, eher fühlte er eine neue, bisher wohl konsequent verdrängte Last, auf sich niedersinken. Nichts von der Fröhlichkeit, der Befreiung sich selbst so eben die Möglichkeit zu einem neuen, völlig anderen Leben geschenkt zu haben, erfasste ihn. Er war wohl der lausigste Aussteiger, den man sich so vorstellen konnte, selbst wenn man bedachte, dass das wahre Leben weder wie Hollywood noch wie Rosamunde Pilcher aussah. Etwas mehr positive Energie hatte er schon von sich erwartet. Ernüchert zog er den Schlüssel aus dem Schloss und wandte sich zum Gehen. Auf unsicheren, eher gummiartig nachgebenden Beinen ging es den spärlich beleuchteten Flur entlang, vorbei an weiteren gräulichen Namensschildern auf gräulicher Wand. Obwohl sicher, dass er mal wieder der letzte war, der an diesem Abend zu dieser Stunde hier noch tätig war, begann er die Möglichkeit seiner Entdeckung mehr zu fürchten als seine ungewisse Zukunft. Wenigstens dieser Moment, sollte sein eigener bleiben, unkommentiert durch die liebe Kollegenschaft. Außerdem so stellte er fest, jagte es ihm eine Riesenangst ein, dass man ihn mit den richtig gesetzten Worten bestimmt davon überzeugen konnte, dass er gerade dabei

war eine Riesendummheit zu begehen und der Weg zurück in das Büro doch der bessere für ihn, gerade für ihn, wäre. Dann ginge das ganze Grau wieder von vorne los, nur mit dem Unterschied, dass er noch mehr Energie würde aufbringen müssen, um sich das Grau weniger grau zu reden, als es tatsächlich war.

Inzwischen hatte er wie gewünscht völlig unbehelligt das Sekretariat erreicht. Er nahm es als erste Prüfung seiner Entschlussfestigkeit, das Duell mit dem Briefkasten. Langsam näherte sich seine Hand mit dem Schlüssel der Öffnung. Würde es ihm gelingen das Insignium seiner Macht, als welches er den Schlüssel immer verstanden hatte, für immer aus der Hand zu geben??

Das, nach einigen Mühen seinerseits herbeigeführte, dumpfe Aufschlagen im Inneren des Kastens deutete er als Bestätigung des Urteilsspruchs über seine Zukunft. Er sollte, ja er musste akzeptieren, dass es kein Zurück mehr geben konnte. Vorwärts hieß die Devise. Die er sogleich umzusetzen versuchte, denn das Büro seines Chefs befand sich nur wenige graue Türen weiter den grauen Gang entlang.

Er fingerte ungeschickt an der Innentasche seines Sakkos, um den Briefumschlag, den er aus Sorge vor Entdeckung selbst für diese nur äußerst wenigen Meter dort versenkt hatte, hervorzuholen, und ihn, vielleicht noch etwas souveräner als zuvor den Schlüssel, in dem Briefkasten seines Chefs zu versenken.

Der Briefschlitz schien ihn gleich einem riesigen, schwarzen, zahnlosen Lächeln als kraft- und bisslos zu verhöhnen. Er hatte dem nichts entgegen zu setzen, als seine wenigen auf ein mickriges Blatt Papier gebannten Worte, die ihn, so war er nach diesen Stunden des Grübelns und den schier endlosen Metern den Gang hinunter sicher, eigentlich völlig überforderten. Er wuchtete seine, den inzwischen mehr als leidlich zerknitterten Umschlag umklammernde, Hand auf die Höhe des schwarzen Schlitzes und ließ diesen Zentimeter für Zentimeter im Schwarz verschwinden. Jeder Zentimeter schien ihm mehr Luft zum Atmen zu nehmen, als er zu ertragen in der Lage war. Schließlich verschwanden schon die Fingerkuppen im Schwarz des Kastens und ihn beschlich einen Moment lang die un gute Phantasie, gleich griffe jemand im Inneren des Kastens zu und zöge ihn mit aller Macht hinein. So angenehm er die Vorstellung empfand, dass er damit die Atemnot, den Druck und all das andere, was er so gar nicht in Worte fassen konnte – oder wollte – los wäre, siegte doch seine naiv kindliche Phantasie vom schrecklichen Ungeheuer im Kasten, so dass er den Umschlag erschrocken los ließ und zugleich die Hand mit aller Macht zurückzog.

Erst die gräuliche Wand in seinem Rücken stoppte sein haltloses Stolpern und gab ihm tatsächlich für einen kleinen Moment den notwendigen Halt, um sich in seinem neuen Leben,

das er mit diesem ängstlichen Satz weg von einem imaginären Briefkastenungeheuer als begonnen betrachten konnte, zu orientieren. Es war wohl die Scham, die ihn in diesem Moment umtrieb, ihn mit dem Gedanken spielen ließ, den Umschlag umgehend wieder aus dem Inneren des Kastens heraus zu fummeln. Wie peinlich sich diese Idee doch auf einmal anfühlte, auszusteigen, etwas Neues zu beginnen oder einfach mal eine Pause zu machen... Das alles hörte sich im innersten Kern an, wie das Eingeständnis absoluten Scheiterns, wie das Einknicken eines Schwächlings vor der Realität. Er konnte sich schon lebhaft vorstellen, wie seine Kollegen am nächsten Morgen, nachdem die Nachricht von seiner Kündigung sicher in Windeseile die Runde gemacht hatte, in der Kaffeeküche am Ende des Flures zusammenkamen, zunächst nur wenige und dann immer mehr, um sich bezüglich seiner Zukunftspläne im gemeinsamen Austausch zu vergnügen.

Wahrscheinlich würden die meisten von ihnen, ihren Bruder Felix, wie sie ihn wegen seines inzwischen nun schon überlang andauernden Singlelebens mitfühlend nannten, auf einer Pilgerreise entlang des Jakobsweges sehen, während die andere Hälfte sicher darauf wettete, ihn im Kloster Melk vorzufinden, wo er sich seines die anderen so verstörenden asketischen Lebensstils nicht mehr zu schämen brauchte. Tatsächlich aber, so war er sich sicher, würde er schon bald von der Frage, wie man sein Ausscheiden aus dem Fachbereich für das eigene Vorwärtskommen würde nutzen können, aus dem Gedankenzentrum der meisten verdrängt werden. Außer und da war er sich vollkommen sicher, es handelte sich bei der betreffenden Person um Penelope.

Ein noch viel größeres Problem als das Monster im Briefkasten begann sich vor ihm aufzutürmen, denn er fühlte den Anspruch an sich selbst überdeutlich, dass es eine Sache des Anstandes und der Fairness war, Penelope vor allen anderen seine Entscheidung mitzuteilen. Diese Erkenntnis beinhaltete, sich der Notwendigkeit eines persönlichen Gespräches zu stellen. Wie sollte er ihr das ihm selbst Unerklärliche bloß erklären? Seine Beine machten sich auf den Weg in Richtung des Treppenhauses, nicht weil er es so entschieden hatte, sondern weil sie dies jeden Abend um diese Zeit taten. Er war sich sicher, dass er in diesem Moment zu einem Gang in die Hölle ansetzte.

#### Kapitel 4

#### Wien

Sie lauschte auf das Verbindungssignal und überlegte, ob sie nicht doch lieber der Vernunft folgend auflegen sollte, die ersten Klänge der automatischen Mailboxansage durchkreuzten

ihre Gedanken. In einer befremdlichen Mischung aus Bestätigung, dass dies ja typisch sei und sie es gleich hätte wissen müssen, da sich bestimmte Dinge halt nicht änderten und einem schon mehr als nur winzigen emotionalen Stich im Herzen, feuerte sie das mit einem Mal brennend heiße Telefon, auf das Sofa. Sie strich sich die zerzausten und aus dem Zopf gerutschten, nervigen Haare aus dem Gesicht und fuhr sich mit dem Handrücken über die verschniefte Nase. Etwas wofür sie ihren Sohn stets und ständig tadelte, wonach ihr in diesem Moment aber einfach aus vollem Herzen zu Mute war.

Sie saß im Schneidersitz auf dem monumentalen Teppich, der seit einer der letzten Auslandsreisen ihres Mannes das Wohnzimmer mit einem völlig unpassenden arabisch bunten Flair erfüllte. Wie gerne hätte sie in diesem Moment diesen Koloss mit der Leichtigkeit eines kleinen, wendigen fliegenden Teppichs getauscht.

„Sentimentale Kuh!“, versuchte sie selbst wieder Herrin ihrer Sinne zu werden, fühlte sich aber nach wie vor hoffnungslos winzig und verloren in dem von hohen Wänden eingefassten und von edlen Möbeln nur so strotzenden Altbauzimmer. Die tief stehende Abendsonne spiegelte sich nicht nur auf der glänzend polierten Oberfläche des Mahagonisekretärs, in den Scheiben des antiken Bücherschranks mit seinen vergoldeten Bucheinbänden und den Holzverzierungen des Chaiselongues, sondern auch auf den überall um sie herum verstreuten Photos. Sie wusste selber nicht, warum sie sich mit schöner Regelmäßigkeit gezwungen sah, ein solches Chaos um sich herum zu verbreiten. Es endete immer damit, dass sie kreuzunglücklich zwischen den Welten landete und hinterher noch weniger zu sagen, ja zu spüren wusste, wohin sie eigentlich gehörte.

Tränen füllten ihre Augen und führten zu weiteren schmerzenden Lichtreflexionen, fast blind nestelte sie einige der Photos vom Teppich. Erst nach heftigem Zwinkern, fluteten mächtige Kindertränen über ihre Wangen und gaben den Blick auf die Bilder frei. Tatsächlich erfasste sie tiefe Melancholie, als sie ihres zehn Jahre jüngeren Ichs umgeben von Ikea Möbeln und vielen, vielen Freunden ansichtig wurde. Ihrem photographisch festgehaltenen Lächeln entnahm sie, wie ihr immer in den kurzen Momenten der Klarheit bewusst wurde, dass sie einmal glücklich gewesen war und noch viel wichtiger, wie sie auszusehen hatte, damit andere und vor allem dieser eine andere glauben musste, dass sie nach wie vor glücklich wäre. Intensiv betrachtete sie eben jenes Photo, das ihr zu solchen Anlässen immer wieder in die Hand fallen zu müssen schien. Es zeigte sie, natürlich glücklich lächelnd, denn es war der Tag, an dem sie von ihrer ersten Schwangerschaft erfahren hatte, an der Seite einer nun mehr fein säuberlich aus dem Photo herausgeschnittenen Person, dem Vater ihrer Kinder, ihrem damaligen Mann.



Tonloses Schluchzen erfasste ihren Körper, nach wie vor wusste sie nicht zu sagen, was sie an dieser immer wiederkehrenden Situation mehr ängstigte, die Tatsache, dass sie eben immer wiederkehrte und sie nicht in der Lage war sich von ihr freizusprechen, dass sie diesen Blick in die Vergangenheit in immer kleineren Abständen zu brauchen schien oder dass ihr Mann, der neue Mann an ihrer Seite, von der Kiste mit den Bildern und der Notwendigkeit sich von Zeit zu Zeit in die Vergangenheit zu vertiefen, wusste, aber weit davon entfernt war, ihr Tun zu billigen. Warum sonst hätte er sich die Mühe gemacht, aus allen Photos jegliche Spur ihres Exmannes zu tilgen? Das konnte doch nur wieder einer seiner perfiden, kleinen Schachzüge sein, mit denen er sie unter Druck setzte, ihr klar machte, dass er sie bis ins Innerste durchschaute, während er für sie mit jedem Jahr ihres Zusammenlebens zu einem ihr immer fremderen Menschen wurde. Durch Taten wie diese gelang es ihm quasi, sich als dauernde Beobachtungsinstanz in ihrer Innenwelt festzusetzen, wie in einem totalitären Regime fühlte sie seine andauernde Kontrolle, sein all ihre Gedanken und Überlegungen umfassendes Wissen. Unfreiheit umfing sie nicht nur, manifestiert in Jahrhunderten hässlicher, sie anwidernder abstoßender und in ihrer Kombination von unübertrefflicher Geschmacklosigkeit arrangierten Möbeln, nein, die Unfreiheit erfüllte sie und griff mit ihrer kalten Hand jeden Tag ein wenig mehr nach ihrem mühsam vor sich hinarbeitenden Herzen.

Die Zeit begann in jeder Hinsicht zu drängen, nicht nur dass die Kinder bald vom Sportverein zurückkehren würden und weder sie noch die Wohnung in diesem Zustand vorfinden sollten, sondern auch ihre Gesamtbefindlichkeit legte ihr nunmehr zum erneuten Mal in sehr kurzer Zeit nahe, dass es so nicht mehr weiter gehen konnte. Ihr Blick blieb an dem so ungeduldig weg geworfenen Telefon haften, vielleicht war der erste Impuls doch nicht so falsch gewesen? Vielleicht sollte sie doch Felix anrufen und ihm erzählen, was mit ihren Bildern, was vor allem mit seinen Bildern geschehen war? Sie angelte das Telefon von der Sitzfläche des kostbaren und zugleich so fürchterlich unbequemen Sofas, obwohl es nur der Leichtigkeit eines einzigen Knopfdrucks, nämlich der Wahlwiederholung, bedurft hätte, entschied sie sich, das Gerät in die Basisstation zurückzustellen. Was war schon von Felix zu erwarten? Nein, exakt musste die Frage lauten: Was genau konnte sie in dieser Situation von ihm erwarten? Er hatte damals, so meinte sie, kampflos das Feld geräumt, warum sollte er sich heute über die Gebühr ins Zeug legen, um der Frau zu helfen, die ihm so überdeutlich gezeigt hatte, dass sie ihren Lebensweg nicht auf der malerischen Panoramastraße, sondern auf der Überholspur sah. Jetzt, da sich diese zur Sackgasse entwickelt hatte, blieb ihr nur die Wahl eines Schreckens ohne Ende oder eben eines Endes mit großem Schrecken. Jedenfalls sah sie, wie immer wenig hilfreich in ihrer desolaten Situation, sich selbst in der Verantwortung Ordnung zu schaffen.

Vielleicht musste sie sich noch tiefer in all das verstricken, begannen ihre Gedanken sie zu behelligen, als sie die Bilder mit beiden Händen in den betagten Umzugskarton zu schaufeln begann, um endlich ihren Stolz zu besiegen. Der verfluchte Stolz war aber doch das einzige, was ihr geblieben war. Sie spürte zwar, dass es ihr von Mal zu Mal schwerer fiel, vor der Welt und vor allem vor sich zu behaupten, dass die Schuld für all das schließlich bei Felix lag und sie es doch nun nach diesem Felix-Irrtum so viel besser getroffen hatte, konnte sich aber nicht aus diesem unguuten, aufreibenden Zustand befreien. Warum um alles in der Welt war es so schwierig für sie, hinzugehen und zu gestehen, dass sie nicht mehr konnte, dass auch sie vermutlich Fehler gemacht hatte, dass es ihr leidtue und dass sie Hilfe brauchte?? Die Antwort konnte nur lauten, dass sie keinen blassen Schimmer hatte, zu wem sie gehen sollte, da war niemand mehr an ihrer Seite. Dafür hatte sie gründlich gesorgt.

## Kapitel 5

## Wien

Inzwischen war es spät geworden und er hatte weder den Weg nach Hause noch zu Penelope einschlagen können, vielmehr ließ er sich unablässig durch die Stadt treiben. Diese große, beeindruckende Stadt, diese Stadt, die sich nicht nur der Türken sondern noch so vieler anderer bedrohlicher Ereignisse erfolgreich erwehrt hatte, die sie in die Bedeutungslosigkeit der Geschichte hätten schleudern können, war seine Stadt. Er liebte diese Stadt, auf ihren Straßen zu wandeln, machte ihn zu einem Teil ihrer selbst, ließ ihn teilhaben an ihrer stillen Größe, ihrem gewachsenen Stolz. Er glaubte, wann immer er auf ihren Straßen wandelte, jeden Moment bei sich anzukommen, fest stand er zu seiner Überzeugung, dass jeder Schritt auf ihren Straßen ihn näher zu sich brachte. Zumeist sehnsüchtig, manchmal aber auch ungeduldig wartete er auf diesen Moment, den er sich als einen Moment der absoluten inneren Ruhe und Erlösung vorstellte. So kam es, dass er so manchen Tag, selbst nach der Arbeit, für Stunden ziel- und planlos durch die Gassen strich oder über die großen Prachtstraßen schritt, manchmal sogar so lange, dass er völlig erschöpft vor seiner eigenen Wohnungstüre zum Stehen kam, ohne zu begreifen, dass es seine Wohnungstüre war. Mehr als einmal, war es passiert, dass er vor seiner Türe stehend abgedreht und sich wenig später einige Straßen weiter, vor einer Türe wiedergefunden hatte, in deren Schloss sein Schlüssel so absolut nicht passen wollte. Beim ersten Mal hatte ihm dieser Vorfall zu einem kurzen Kontakt mit der Polizei verholfen, da die Bewohner der Wohnung ihn für einen Einbrecher gehalten hatten, einen zugegebener Maßen anscheinend ziemlich dämlichen Einbrecher, der mit Tränen in den Augen, geradezu verzweifelt seinen nicht passenden Schlüssel, in der Wahrnehmung der

Wohnungsmieter wohl einen falsch angefertigten Nachschlüssel, lauthals beklagte, anstatt sich so leise wie er gekommen war, wieder zu schleichen. Dieses Missverständnis hatte sich allerdings unter der Anwesenheit der Polizei recht schnell aufklären lassen, auch wenn das seine damalige Tränenflut nicht hatte stoppen, sondern nur verwandeln können. Aus den Tränen der Trauer, waren Tränen der Scham geworden, denn nachdem der Schein des blinkenden Blaulichts ihn in die Realität zurückgeholt hatte, musste er allen Beteiligten gestehen, dass er sich vor seine ehemalige Wohnungstüre verirrt hatte, jene Türe, deren Schloss seine Frau damals...ausgetauscht hatte...und irgendwie hatte er sich soeben, als der Schlüssel nicht passen wollte... Den ersten Ansatz seines Erklärungsversuches hatte er damals an genau diesem Punkt unterbrechen müssen, da es alle Beteiligten außer ihm für geboten hielten, dass er erst einmal in den Alkoholtester zu pusten hätte. Was er dann mehr oder weniger freiwillig getan hatte.

Den sich mit der Ergebnisanzeige von 0,0 Promille schlagartig ändernden Blick der ihn umgebenden Menschen hatte er nicht nur bis heute nicht vergessen, sondern dieser Blick schien ihn zu verfolgen. Schlagartig war aus der Belustigung über einen unfähigen Einbrecher gemischt mit dem Ekel gegenüber einem Alkoholiker, dieser Blick absoluten Mitleids geworden, der immer auch die Botschaft umfasste, dass ein jeder froh war, dass er mindestens einen gefunden hatte, dem es noch dreckiger ging als ihm selbst in seinen schlechtesten Momenten. Die Polizei hatte sich dann ziemlich schnell zu neuen, richtigen Herausforderungen auf den Weg gemacht und er war nach zahlreichen Entschuldigungsansätzen in die Dunkelheit davon gestolpert. Inzwischen waren die Bewohner seiner ehemaligen Wohnung an sein zwar unregelmäßiges aber ständig wiederkehrendes Erscheinen vor ihrer Türe gewöhnt und hatten Abstand davon genommen, ihn mittels der Polizei entfernen zu lassen. Dennoch war er natürlich und besonders an Tagen wie dem heutigen bemüht, diese merkwürdigen Trancesituationen in den Griff zu bekommen, um nicht allzu häufig vor der Türe dieser völlig Fremden zu landen.

Heute so fühlte er, war wieder einer dieser Tage, an denen er höchst gefährdet war, denn egal wie weit er auch zu gehen schien, die Stadt war ihm heute nicht gewogen. An jeder Ecke sah er sich mit Ankündigungen der großen, unweigerlich nahenden Caravaggio Ausstellung konfrontiert. Eben jener Ausstellung, die bis zu seinem Kündigungsschreiben am heutigen Abend auch sein Baby gewesen war. Seit Monaten hatte er einen guten Teil seiner Zeit damit verbracht, Kontakte mit Rom aufzubauen. Er war sich sicher, dass sein Chef sich nichts dabei gedacht hatte, gerade ihm Italien zu zuteilen, das hätte er sicher nicht getan, wenn er auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, was es für seinen Mitarbeiter Felix Herbst bedeutete. Wann

immer sich fortan Rom am Telefon oder per Email meldete, fehlte es nicht an Sticheleien, „Bruder Felix, es ist der Vatikan, er sagt, er brauche dich, du Vorbild aller Brüder!“. Seinen Bildschirmschoner fand er des Morgens wahlweise mit Heiligenscheinen oder mehr oder weniger geschmacklosen Papstkarikaturen verziert und einmal im Winter als er zu einem wichtigen Caravaggio Termin musste, hatten sie seinen Wintermantel gegen eine Mönchskutte ausgetauscht. Ihm war die Wahl zwischen totaler Blamage oder Lungenentzündung geblieben. Er hatte pflichtschuldigst die Lungenentzündung gewählt und war daraufhin mit dem zynischen Verweis auf Wunderheilung in den vorweihnachtlichen Krankenstand entlassen worden.

Es begann ihm zu dämmern, dass er wahrscheinlich, während seines unermüdlichen Einsatzes für diesen großen Caravaggio August, den letzten kümmerlichen Rest seiner selbst verloren hatte. Denn immerhin war es sein Chef gewesen, der diese Ausstellung nach langjährigen Bemühungen, zu deren Zweck er eigens die Gründung der Fakultätsaußenstelle durchgedrückt hatte, als Erfüllung seines beruflichen Schaffens sah, und nicht er, der sich allerdings dennoch ohne Wenn und Aber innerhalb kürzester Zeit zu einem Caravaggio Spezialisten entwickelt hatte. Da lag wahrscheinlich das Problem. Das, was seine Kollegen salopp gesagt, also als pure Schleimerei empfunden haben mussten, war Folge seiner Selbstlosigkeit. Er hatte schon immer die Leere in sich gerne mit der kompromisslosen Übernahme der Ziele anderer gefüllt, hatte ihre Projekte gerne auch zu seinen gemacht, natürlich nie Feder führend, aber immer als wertvoller, loyaler und zuverlässiger Mit- oder Zuarbeiter. Der Zusatz „bis zur Selbstaufgabe“ konnte in seinem Fall bei dem Wörtchen loyal ruhig weggelassen werden, da er selbst überhaupt nur im Zusammenhang mit den Anderen und ihren Zielen stattzufinden schien. Er war also eigentlich keine wirkliche Gefahr als Konkurrent, das jedoch war seinen übermotivierten Kollegen anscheinend völlig verborgen geblieben. Tja, wie hieß es so schön, ihr Pech? Naja, wie es sich jetzt herausstellte, war es wohl eher sein Pech.

„Caravaggio – Meister der Dunkelheit“, titelte ein riesiges Transparent am Ende der Straße und zeigte „Das Gastmahl in Emmaus“ von 1601, wie er unschwer erkannte, obwohl es nicht in seinen Bereich, also Italien fiel, sondern als Ausstellungsstück der National Galerie in London Sache des Kollegen Sturer war. Er hatte mehr als nur ein schwerwiegendes Problem, wurde ihm bewusst. Caravaggio und die Komplikationen in seinem Gefolge ließen sich gar nicht so einfach abschütteln, wie er gegen alle Wahrscheinlichkeit und alle Erfahrung erhofft hatte, an die Konfrontation mit Penelope hatte er noch gar nicht zu denken gewagt, was unweigerlich dazu führte, dass er auch noch nicht einen sinnvollen Gedanken bezüglich seines

weiteren Daseins zustande gebracht hatte und er war schon wieder dabei, seinen Schlüssel in das Schloss jener besagten falschen Türe zu stecken.

## Kapitel 6

## Rom

Zu seiner technischen Auszeit gehörte es, sehr zum Ärger seiner Untergebenen, dass er sie konsequent analog zu verbringen pflegte. Er war also durch keine der technischen Spielereien zu erreichen, wie er sie sonst sehr schätzte, da sie ihm sein Geschäft, hatte man einmal ihre Schwäche erkannt, sehr erleichterten. Dennoch hatte er natürlich den Anspruch jeder Zeit und jeden Orts über den Stand der Dinge informiert zu sein, weshalb er beschloss, nachdem er den Sonnenstand taxiert und einen seit Einführung der Sommerzeit als notwendig empfundenen, rückversichernden Blick auf seine alte Taschenuhr geworfen hatte, sich zur täglichen Information auf den Weg zu machen.

Er liebte diese Momente, die ihm das Gefühl seiner Jugend zurückgaben, als er selbst sich hatte hochdienen müssen und nie gewiss gewesen war, wie ein solches Treffen, das unmittelbar bevorstand, ausginge, geschweige denn welcher neue, noch verwegene Auftrag, ihn fortan beschäftigen würde. Nur eins war immer gewiss gewesen, es hatte immer einen neuen Auftrag für ihn gegeben und er hatte sie stets zu seiner und zur Zufriedenheit seines Capos erledigt. Allein dieser, seiner eigenen Zielstrebigkeit, die ihn vor allen anderen Menschen, die in all den Jahren seine Wege gekreuzt hatten, auszeichnete, wie er heute wusste, war es geschuldet, dass es nun an ihm war, junge Männer zu empfangen, in deren Gesichtern er eben jene ihm so bekannten Fragen und Wünsche erkannte.

Ein leichtes Schmunzeln umspielte seine Lippen, als er über den Kreuzgang in das dämmrige Innere des Gebäudes vordrang. Das Szenario der täglichen Treffen hätte auch für einen Gangsterfilm nicht besser gewählt werden können. Zwischen den Glasvitrinen, die vielerlei Kleinigkeiten aus römischer Zeit zeigten, verloren sich einige wenige Museumsbesucher, völlig vertieft in ihre Bemühung, im schummrigen Halbdunkel der schwächelnden Beleuchtung die Faszination der Ausstellungsstücke zu fassen. Hin und wieder hallten leise gemurmelte Kommentare durch die hohe Halle der ehemaligen Therme, die mittlerweile zu gleichen Teilen Kirche und Museum war. Der typische bedächtig gesetzte, leise Museumsschritt der Besucher vereinigte sich zu einem dumpfen Hintergrundgeräusch, das die dämmrige Kühle musikalisch geradezu ideal unterstrich. Er trat an eine der Vitrinen und gab vor, an den römischen Silberlingen interessiert zu sein. Sein Blick allerdings reichte weit über

die Silberlinge hinaus, denn bei all dem Spaß, den er sich hier gönnte, vergaß er nie, dass es um Dinge von großem Ernst ging, die auch nicht durch die kleinste Unachtsamkeit gefährdet werden durften.

Soweit er feststellen konnte, befanden sich tatsächlich nur ernsthaft und aufrichtig an römischen Überresten oder erholsamen Schatten Interessierte in seiner näheren Umgebung. Er wechselte langsam und bedächtig von der Ausstellungsvitrine zu einer sich anschließenden Reihe von Säulen bzw. dem, was von den betagten Säulen nach Jahrhunderten von Gebäudeplünderungen und saurem Regen noch übergeblieben war. Der größte Säulenstumpf, den er nach bedächtigem Abschreiten der Säulen- und Sockelparade, erreichte, eröffnete ihm die angestrebte Möglichkeit, unauffällig den Blick zu heben. Als sei er in die Betrachtung des oberen Säulenabschlusses vertieft, studierte er sorgfältig das Besucheraufkommen auf der Galerie. Auch dort fand sich eine überschaubare Menge an Kulturinteressierten, die sich in der Deutung der an den Wänden befestigten Reliefs übten und hin und wieder einen Blick aus der Höhe hinunter in die Halle warfen, um die unglaublichen Maße römischer Baukunst zu bestaunen.

Gemächlichen Schrittes näherte er sich dem Verbindungsgang zwischen dem vorderen und dem hinteren Teil der Ausstellungshalle, wobei er, die ihm schon vertrauten Kaiserbüsten links und rechts des Ganges, die wie jeden Tag staatsmännisch und zugleich gütig in ihre nun doch vergleichsweise sehr beschränkte Welt hinausblickten, freundlich grüßte und sich selbst prüfte, ob er mittlerweile wohl Tiberius, Nero und Caligula auseinander zu halten in der Lage war. Derartig geistig beschäftigt, war er sich sicher, dass er auch einem möglicherweise seiner harrenden Spitzel nicht auffallen würde. Da keiner wusste, wie er aussah, konnte ihn nur sein Verhalten verraten und das hatte er wie immer zu hundert Prozent unter Kontrolle. Er war Perfektionist mit Empathie, die er wann immer er wollte zulassen oder aber abschalten konnte, völlig abschalten, gerade das machte seine Stärke aus. Er liebte es, sich in Situationen wie diese zu begeben, eine Rolle zu spielen, sie so auszugestalten, wie er sich dachte, dass seine Umwelt sich eine solche Person vorstellte. Ungeheuer war die Befriedigung, die sich jedes Mal einstellte, wenn ihm eines dieser Rollenspiele bis zum manchmal bitteren Ende natürlich der anderen, gelang. Freundlich lächelnd winkte er einem kleinen Mädchen zu, das ihn erstaunt betrachtete, wie er da so versunken Kaiser Hadrians Haarpracht bestaunte. Wahrscheinlich hatte sie die Ähnlichkeit seiner Echthaarperücke mit der ondolierten Frisur des alten Römers entdeckt und überlegte jetzt, ob es sich wohl um einen seiner direkten Vorfahren handelte, etwa seinen Vater. Er musste aufrichtig grinsen und dieses ehrliche Gefühl schenkte er eben jenem kleinen Mädchen, wie komisch das doch war, dass man in der

Jugend so gar nicht unterscheiden konnte zwischen fast zweitausend Jahre und knapp sechzig Jahre alt.

Zufrieden seine Fähigkeiten einmal mehr einer kleinen, erfolgreichen Fingerübung unterzogen zu haben, bog er in das Treppenhaus ab, Talente, die einen besonders machten, hatte man zu pflegen und zu nutzen, bestätigte er sich, während er die ausgetretenen, glatten Stufen nach oben vorsichtig bewältigte, sonst versündigte man sich an seiner Natur. Am oberen Ende des Treppenhauses öffnete sich der Weg auf die Galerie, um sich seiner bisherigen Beobachtungen zu versichern, trat er zunächst an das Geländer und tat, als berausche auch er sich an der Dauerhaftigkeit und der Größe des Bauwerks. Er war sehr zufrieden zu sehen, dass keiner der winzigen Besucher am Boden Anstalten machte über die Maßen interessiert zu ihm hinauf zu blicken oder gar abzuschätzen schien, wann die Zeit gekommen war, ihm unauffällig zu folgen. Keineswegs überrascht von dem reibungslosen Ablauf seines Vorhabens, löste er sich von dem Geländer und begann an den reliefbestückten Wänden entlang zu schreiten. Den Blick voller Interesse studierte er die Erklärungsschilder und bemühte sich, die beschriebenen Einzelheiten auf den meist verwaschenen und kaum beleuchteten weißen Steinresten zu erkennen. Sie blieben allerdings wie jeden Tag einfache weiße Steintafeln, voller Knubbeln und Risse, was ihn nicht weiter beunruhigte, denn sein Geschäft war die Malerei. Dennoch stellte er sich jeden Tag aufs Neue dieser kleinen Herausforderung an seine Phantasie, da selbst er nicht mit absoluter Sicherheit zu sagen vermochte, ob ihm nicht eines Tages der Lauf der Zeit nahelegte, dass er seine Geschäfte auf den Bereich der antiken Wandverzierungen auszudehnen oder gar zu verlagern hatte. Dann wäre es sicher nicht von Nachteil, zu wissen, wo sich geeignete und problemlos zugängliche Studienobjekte befänden.

Bereits seit geraumer Zeit hatte er seine Anwesenheit gespürt und so erfüllte ihn tiefe Zufriedenheit, als Fredo neben ihm trat und sich ähnlich tief in die Kopie des Titusbogen Reliefs versenkte, gemeinsam betrachteten sie den Raub des siebenarmigen Leuchters aus Jerusalem. Das waren noch Zeiten gewesen, als man einfach Armeen losschickte, um dessen habhaft zu werden, wo nach es einem gelüstete. Heute bedurfte es zu diesem Zwecke zwar immer noch einer Armee, doch sie agierte im Verborgenen und bestand aus einer Unmenge handverlesener Dienstgrade, wie eben jener Fredo an seiner Seite. Er genoss es, zu wissen, dass der junge Mann schweigend seine Gedanken teilte und genau wie er den Dingen entgegenfieberte, die ihnen nun unmittelbar bevorstanden.

„Sehen sie diesen Legionär, dort im Schatten?“, fragte Fredo leise, natürlich aus Rücksicht auf die anderen Besucher. Er konzentrierte seinen Blick auf den von Fredo durch Kopfnicken

angedeuteten Teil des Reliefs. „Ja!“, murmelte er halblaut und dann griff er das Gesprächsangebot des vermeintlichen Besuchers an seiner Seite auf. „Was hat es ihrer Meinung mit diesem speziellen Legionär auf sich?“ „Nun, ...“, sprudelte es in der Manier eines begeisterten Kunststudenten aus Fredo heraus. „... er umfasst den Leuchter, als habe allein er ihn zum Wohl des römischen Reiches, zum Wohl seines Kaisers erobert und als könne niemand ihn davon abhalten, ihn persönlich bis Rom zu tragen! Mich fasziniert diese Hingabe und diese Unumstößlichkeit mit der dieser einfache Legionär seinen Aufgaben folgt. Phantastisch, mit welch beschränkten Mitteln die Künstler der Zeit einem all dies nahebringen können. Finden sie nicht auch?“ Er wartete einen Moment mit seiner Antwort, so als müsse er die Hinweise des Kunststudenten an seiner Seite zunächst an seinen eigenen Eindrücken überprüfen. „Ich danke ihnen.“, nahm er schließlich den Faden des Gesprächs wieder auf. „Sie haben mir sehr weitergeholfen. Ich sehe die Dinge nun viel klarer, da sie mir die Augen geöffnet haben. Aus dem verwaschenen Gemisch von Licht und Schatten wird nun, da ich hinsehe, tatsächlich ein Bild voller Leben.“

„Das freut mich.“, entgegnete der jüngere Mann begeistert. Nach einer Weile weiteren gemeinsamen Studiums des Reliefs, legte er den Kopf leicht schief, so als stütze er. „Was macht sie stutzen?“, griff Fredo den Impuls des älteren Mannes auf. „Was meinen sie, wird es dem Legionär gelingen, sein Vorhaben durchzuführen? Ich meine, wird er derjenige sein, der den siebenarmigen Leuchter seinem Kaiser in Rom überreicht?“

Fredo schien sich noch einmal völlig auf die Gestaltung des Legionärs zu konzentrieren, dann nickte er ganz entschlossen. „Ich bin mir sicher, auf diesen Mann ist Verlass. Er weiß, dass ihm die Treue zu seinem Kaiser Bedeutung verleiht und dass er ohne seinen Kaiser ins Nichts zurückgeschleudert würde. Das macht ihn unerschütterlich in seinem Handeln.“ „Danke schön.“, beschloss er das äußerst informative Gespräch mit einem letzten Blick auf die graue Steinplatte. „Das ist eine sehr schöne Vorstellung, die sie mir damit auf den Weg geben.“ Langsam entfernte er sich die Galerie entlang, in dem sicheren Wissen, dass die Dinge trotz aller Komplikationen ihren Lauf nahmen.

## Kapitel 7

## Wien

Wenigstens hatte ihm das Schicksal am heutigen Abend einmal seine Gunst erwiesen. Sein Versuch zum erneuten Mal in ihre Wohnung einzudringen, war den Bewohnern seiner ehemaligen Bleibe verborgen geblieben und so war es ihm gelungen, sich unbemerkt aus dem Stiegenhaus zu schleichen. Das war nicht zuletzt seiner hart erarbeiteten Fähigkeit geschuldet,



dass er seine Verzweiflungstränen mittlerweile zurückhalten konnte, bis er auf die Straße hinaustrat.

Heute versuchte er, trotz des Schutzes der Dunkelheit die drängenden Tränen zurückzuhalten, denn wenn er ehrlich und aufrichtig mit sich selbst war und das wollte er ja von nun an sein, begann es ihn zu nerven, dass sich trotz der bereits Jahre zurückliegenden Trennung und der folgenden Scheidung einfach keine dauerhafte Besserung seines Zustandes einstellen wollte. Die Unumstößlichkeit seines Entschlusses zu neuer Ehrlichkeit mit sich selbst bemaß er an der Tatsache, dass er endlich ernst gemacht und diese Kündigung nicht nur geschrieben, sondern direkt auch noch eingeworfen hatte. Er erinnerte sich der unzähligen Male, die er eine solche Kündigung, sowohl im Geiste wie auch in der Realität bereits geschrieben hatte, es ihm aber nicht gelungen war, bis zum Äußersten zu gehen und sie auch einzuwerfen. Er musste sich doch mangels eines Taschentuchs mit dem Ärmel über die laufende Nase fahren, eine Geste, die sich sein Sohn sehr zum Leidwesen seiner Frau, seiner Exfrau musste es exakt lauten, korrigierte er sich zugleich scharf, also eine Geste, die sein Sohn sich gleich bei ihm abgeschaut hatte. Die Bilder strömten auf ihn ein, ohne dass er ihnen Einhalt gebieten konnte, es schien ihm als habe er sie seit dem Biene Maja Pflaster, das er vor einigen Stunden aus seinem Schreibtisch gefischt hatte, unter großem, aber unbemerkten Kraftaufwand an die Peripherie seiner inneren Welt verdrängt, von wo sie nun, seine erlahmenden Kräfte mühelos überwindend, ins Zentrum seiner Wahrnehmung fluteten. Die Bilderwelle riss ihn mit, um Atem ringend musste er sich gestehen, dass er es satt hatte, diesen üblen Angriffen seines Körpers ausgesetzt zu sein, der ihn, wann immer er wollte, mies und hinterhältig angriff und ihn hemmungslos bloßstellte, ja was noch viel schwerer wog, ihn und sein Funktionieren einfach und absolut in Frage stellte.

Langsam verdrängte das Bild seiner real existierenden Wohnungstür, die Erinnerung an ein blutiges Kleinkinderknie mit Biene Maja Pflaster. Er meinte bei ihrem Anblick so etwas wie Erleichterung zu verspüren, obwohl er wusste, dass hinter dieser Türe bewegungslose Einsamkeit, Konzentration auf die eigenen Gedanken und nicht zuletzt eine ungeheure Unordnung wartete. Nichts desto trotz schob er den Schlüssel in das Schloss und wagte den Schritt über die Schwelle. Hinter der Türe begrüßte ihn ein trostloser Haufen Leergut, dessen im unteren Bereich sorgfältigst durchgeführte Sortierung im oberen Bereich konsequent verloren gegangen war. Ab heute würde er viel Zeit haben, sich der Leergutsortierung zu widmen, beruhigte er sein aufkeimendes Pflichtgefühl, dass eine ordentliche Wohnung so nicht auszusehen habe. Er zwang sich den Blick von dieser ersten Katastrophe seiner Haushaltsführung zu lösen und begab sich ins Wohnzimmer. Mit dem Aufleuchten der

Stehlampe sah er sich erneut Caravaggio gegenüber. „Judith und Holofernes“, 1599 rezitierten seine Gedanken, während seine Augen den Raum durchmaßten und eben jenen Posterentwurf auf dem Sofa erblickten, „Narziss“ zwischen 1598 und 1599, klangen seine Gedanken, während er des Plakats auf dem einfachen Holztisch vor der Durchreiche zur Küche ansichtig wurde. Des Weiteren fanden sich auf dem Fußboden, was ein Wunder genau dort, wo er sie zurückgelassen hatte, die „Rast auf der Flucht nach Ägypten“ von 1596 – 1597 sowie der „Schreibende Hieronymus“ von um 1606.

Er warf seine Jacke über den zweiten Holzstuhl, den Besucherstuhl, der noch nie von Besuch besessen worden war und durchquerte den türlosen Durchgang zur Küche. Rückenschmerzen und Schwindelgefühl signalisierten schon seit einer halben Ewigkeit, dass er den richtigen Moment etwas zu essen, wie so oft verpasst hatte. Ein Glück nur, dass seine Appetitlosigkeit, die beschränkte Auswahl im Kühlschrank nicht zu einem weiteren Problem werden ließ. So griff er das, was seiner Meinung nach bei dem geringsten Krafteinsatz fürs Kauen, die größtmögliche Kalorienzufuhr bedeutete.

Schließlich schob er „Judith und Holofernes“ vorsichtig bei Seite und fand sich mit zwei Töpfen Schokoladenpudding, deren abgelaufenes Haltbarkeitsdatum sich noch in seinem, relativ großzügig gefassten Toleranzbereich befand, sowie zwei fertig belegten Remoulade Ei Sandwiches, deren Haltbarkeitsdatum er aus Angst vor Salmonellen nicht kontrolliert hatte, auf seinem Sofa wieder.

Jetzt war er da, der so gefürchtete Moment, alleine mit sich saß er hier, eigentlich wie jeden Abend, doch heute hatte er selbst dafür gesorgt, dass sich alle Vorzeichen geändert hatten und somit alles, was er sonst in diesem Moment getan hätte, hinfällig geworden war. Wie sollte er diese Lücke bloß jemals füllen? Er schaufelte hastig Schokoladenpudding in sich hinein, um gegen den Kloß in seinem Hals anzukämpfen, fast war ihm, als müsse er umgehend ersticken. Irgendetwas wollte aus ihm herausgewürgt werden, während der Pudding sich zugleich auf seinem Weg Richtung Magen befand. Eine schiere Ewigkeit, flößte er sich unter größter Konzentration auf das Schlucken den Inhalt des Magnumbechers Pudding ein und kapitulierte nach dieser beängstigenden Erfahrung sowohl vor dem zweiten Becher Pudding, wie auch vor den Sandwiches. Das Thema „genusshaftes Essen“ als Mittel der Entspannung, war im wahrsten Sinne des Wortes gegessen und fiel als Lückenfüller für die gewonnene Zeit wohl flach. Mit einem Griff unter den Tisch beförderte er eine angefangene Flasche Stiegl ans Licht, von der er hoffte, dass sie noch nicht allzu lange dort stand. Befriedigt stellte er fest, dass es sich wesentlich besser gegen den Klumpen in seinem Hals antrinken ließ, als gedacht. Schales Bier und abgelaufener Schokopudding so hoffte er, gaben seinem Intellekt

eine ausreichende rationale Erklärung für sein übergroßes Übelkeitsgefühl, so dass sein latentes Panikgefühl sich langsam legen konnte.

Holofernes und Narziss, sein Blick wanderte zwischen diesen Figuren hin und her, ganz so wie er es auch an unzähligen Abenden zuvor getan hatte, nur dass es damals, also gestern noch, Arbeit gewesen war. Jetzt, so schien es ihm, sahen seine Augen anders auf diese Bilder, er wähnte sich in eine Selbstbespiegelung verstrickt, wie eben jener selbstverliebte Jüngling, nur dass er nicht ein solch in sich ruhendes, sich selbst genügendes Ich sah, wie Narziss, sondern er nahm sich als Holofernes wahr. Ihm war, als habe die würgend zusammen gekrampfte Kehle als Sollbruchstelle seiner Existenz unter der nachhelfenden Hand einer Judith endlich nachgegeben, anstatt sich weiterhin an dem festzuklammern, was schon längst nicht mehr zum Leben reichte. Kopfllosigkeit, hatte sich am heutigen Tage seiner bemächtigt, wie sonst war zu erklären, dass sein rationales Regulativ seit Stunden völlig aussetzte? Wie konnte er meinen, dass das, was ihn hier umgab, was im Übrigen dasselbe war, was ihn auch bei der Arbeit umgab, so unaushaltbar war, dass man es einfach so aufgeben musste?

Er füllte seine vermeintliche innere Leere mit einigen weiteren Schlucken des schalen Biers, normale Menschen, nahm er seinen inneren Monolog wieder auf, hatten keinesfalls solche merkwürdigen Gedanken und selbst wenn, was taten normale Menschen dann? Vielleicht würden sie sich einfach lustvoll betrinken? Wenn das die Antwort war, dann befand er sich auf einem guten Weg in die Normalität. Erschöpft schleppte er sich in die Küche und tauschte die inzwischen leere Flasche Stiegl gegen eine original verschlossene und gut gekühlte neue aus. Normale Menschen, beharrte seine sture neue Kopfllosigkeit auf der Fortführung seines Selbstgesprächs, normale Menschen würden in einem solchen Fall mit Vertrauten, mit Freunden reden, sich Rat holen. Nein, falsch, sie hätten wahrscheinlich vor einer solchen Wahnsinnstat mit ihren Freunden und Vertrauten gesprochen, sich Rat geholt und Alternativen erwogen. Er hatte also nüchtern betrachtet, den richtigen Zeitpunkt für ein solches Gespräch tatsächlich verpasst, erschwerend kam hinzu, dass er eigentlich keine Freunde oder Vertraute sein Eigen nannte, bis auf Penelope.

Penelope wiederum, schied als maximal von seiner Zukunftsentscheidung Betroffene leider als verständnisvolle, objektive Ratgeberin aus. Er ließ den ersten Schlucken kühlen, frischen Biers einige weitere folgen, griff sein Sakko vom Besucherstuhl und begann in den Taschen nach seinem Handy zu suchen. Ziemlich erstaunt nahm er zur Kenntnis, dass das Display ihm einen Anruf in Abwesenheit anzeigte, es war eigentlich völlig ungewöhnlich, dass er Anrufe erhielt, von wem auch? Die Leute im kunsthistorischen Institut wussten, dass sie ihn eigentlich immer in seinem Büro antrafen, auch weit nach Dienstschluss noch und sie

bevorzugten es sowieso ihm Emails zukommen zu lassen. Eigentlich brauchte er dieses Gerät nur, um auf Außenterminen, also wenn er in Sachen Caravaggio und Vatikan unterwegs war, erreichbar zu sein. Fahrig drückte er auf den Knöpfen herum und brauchte eine Weile bis das Gerät ihm die Identität des entgangenen Anrufers enthüllte. Als der Namenszug seiner Exfrau den kleinen Bildschirm füllte, musste er heftig schlucken, wie lange hatte er auf eine solche Kontaktaufnahme gewartet? Und jetzt da es endlich so weit war, stürzte ihn das in neue Gedankenspiele. Was trieb seine Exfrau dazu ihn anzurufen? Nach allem, was er erlebt hatte, konnte sie unmöglich bei klarem Verstand gewesen sein, als ihr das in den Sinn kam? Was unweigerlich zur nächsten Frage führte: Was war mit den..., mit seinen Kindern? Er versuchte mit einigen weiteren Schlucken des kalten Biers, seiner aufsteigenden inneren Hitze Herr zu werden. Gerade, da er eventuell bereit gewesen wäre, den dringend notwendigen Anruf bei Penelope zu tätigen, durchkreuzte diese einfache Buchstabenfolge im Display dieses total überschätzten technischen Geräts seine ganze innere Vorbereitung. Verzweifelt rang er mit sich, wie er nun vorgehen sollte, ratlos sich selbst ausgeliefert, fühlte er sich unfähig zu entscheiden, wem er nun den Vorrang geben sollte. Es machte ihn schier verrückt, er hatte keine Vorstellung, was seine Exfrau von ihm wollte und ebenso keine Vorstellung von dem, was er eigentlich Penelope sagen wollte, damit sie das Unverständliche verstünde. Eigentlich, so wünschte er sich, wollte er bloß ihre Nummer wählen und auf großes Verständnis stoßen, ohne irgendetwas zu erklären, geschweige denn zu begründen. Verstört sah er seine Finger Penelopes Nummer wählen, während er dem Verbindungssignal zuhörte, rauschte das Blut in seinen Ohren. Der zunächst einsetzenden Erleichterung, als er nur ihre Mailboxansage hörte, folgte ein Moment fast hysterischer Verstörung. Penelope hatte natürlich das Recht, ihr Privatleben ohne lästige Anrufe ihres Kollegen Felix Herbst zu verbringen, aber gerade so kurz vor der Ausstellung war sie eigentlich Tag und Nacht für ihn zu erreichen gewesen. Er vertröstete sich selbst, es später noch einmal versuchen zu wollen und stellte sich mannhaft der zweiten, nun ungleich schwieriger erscheinenden Aufgabe, dem Anruf bei seiner Exfrau. Er drückte die Rückruftaste und lauschte, die Stiegl Flasche fest umklammert, dem einsetzenden, gleichmäßigen Tuten. Auch hier speiste ihn die automatische Mailboxansage kühl ab. Ratlos legte er das Handy auf die Tischplatte, ging noch einmal, immer in der Hoffnung ein plötzlicher Rückruf enthebe ihn der Verantwortung, es selbst noch einmal versuchen zu müssen, in die Küche, um die leere gegen eine volle Flasche auszutauschen.

Schließlich, nachdem er Aug in Auge mit seinem in völliges Stillschweigen versunkenen Handy, auch diese Flasche fast bis zur Neige geleert hatte, raffte er sich auf und versuchte es noch einmal.